

REPUBLIK

/6

# REDEN WIR ÜBER BILDUNG...

*In Deutschkursen für Ausländer sollte nicht nur Deutsch gelehrt werden. Teilnehmer müssten auch lernen, Unterschiede in kultureller, sozialer und religiöser Hinsicht zu erkennen. Ein Kommentar zur Integrationsdebatte.*

TEXT: KLAUS NEUNDLINGER • ILLUSTRATION: THOMAS HAMANN

**P**lötzlich umarmen sich Pamo und Lian (alle Namen sind geändert) ganz innig. Beide lächeln, drücken ihre Gesichter aneinander. Die beiden sitzen seit einigen Wochen in dem Kurs für Deutsch als Zweitsprache, den ich am Berufsförderungsinstitut (BFI) Wien leite. Es ist eine von vielen Schulungsmaßnahmen im Bereich der Sprachvermittlung, die vier bis sechs Monate dauern und vom Arbeitsmarktservice (AMS) in Auftrag gegeben werden.

Einerseits geht es dabei um die formale Qualifizierung der Teilnehmer für den Arbeitsmarkt. Am Ende des Kurses sollen sie eine ihren Fähigkeiten entsprechende Prüfung im Rahmen des sechsstufigen Österreichischen Sprachdiploms Deutsch (ÖSD) absolvieren. Andererseits hat es sich das Bildungsinstitut, für das ich arbeite, zum Ziel gesetzt, die „interkulturelle Kompetenz“ der Teilnehmenden zu fördern. Diese sollen lernen, Unterschiede in kultureller, sozialer oder religiöser Hinsicht zu erkennen, zu thematisieren und kommunizierend mit ihnen umzugehen.

Dass Pamo und Lian sich sechs Monate lang Tag für Tag auf so geschwis-

serliche Weise eine Schulbank teilen, ist ihrer bereits vorhandenen „interkulturellen Kompetenz“ zuzuschreiben. Gemeint sind damit weniger Erkenntnisse in Bezug auf den Umgang mit anderen Kulturen. Viel wichtiger ist die Solidarität, die durch den gemeinsamen Kursbesuch entsteht, das Erzählen von den eigenen Lebensumständen, die mitgebrachten Fotos von Kindern, Ehemännern und Haustieren.

Pamo und Lian stammen aus demselben Land, doch ihre Herkunft und Geschichte sind so unterschiedlich, dass selbst ein konfliktfreies Nebeneinander der beiden Frauen alles andere als selbstverständlich ist. Lian lebt bereits lange in Österreich und hat auch die Staatsbürgerschaft. Ihr Kind ist hier geboren, aufgewachsen und besucht erfolgreich eine höhere Schule. Nachdem sie 20 Jahre lang beschäftigt war und wie so viele Migranten die Sozialversicherungskassen gefüllt hat, bekommt sie nun das erste Mal die Gelegenheit, einen Sprachkurs zu besuchen. Sie selbst stammt aus der Pekinger Mittelschicht, während ihre Banknachbarin Pamo aus Tibet kommt. Sie wurde aufgrund ihres

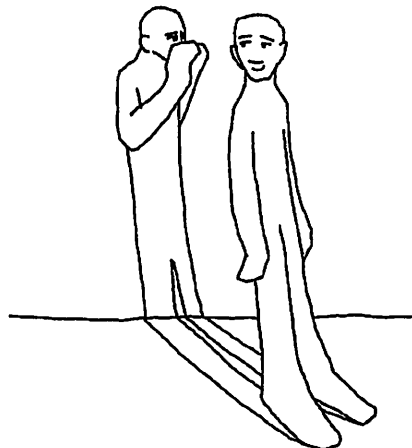
Engagements für die Unabhängigkeit ihrer Heimat politisch verfolgt und hat längere Zeit im Gefängnis verbracht. Ihre Familie ist daraufhin nach Indien geflohen, während sie selbst in Österreich Asyl erhalten hat. Obwohl Lian keinen Zweifel darüber aufkommen lässt, dass sie Tibet als Teil der Volksrepublik China betrachtet, hat sich zwischen den beiden Frauen ein Gefühl des gegenseitigen Respekts herausgebildet, das sich über die tiefen Gräben hinwegsetzt, die zwischen ihrer sozialen, kulturellen und sprachlichen Identität liegen.

Nicht immer ist es leicht, Identitäten zu bestimmen. Manchmal ist es für die Kursteilnehmer wichtig, die eigenen Vorstellungen von denen der anderen abzuheben, so wie es für den Deutschlehrer manchmal wichtig ist, die Differenz zwischen dem Akkusativ und dem Dativ oder den Unterschied zwischen der Nennform und den gebeugten Formen eines Verbs herauszuarbeiten. Wir arbeiten an den komplexen grammatikalischen und syntaktischen Strukturen der Sprache, doch immer wieder muss auch Platz für freies Sprechen ohne große Aufmerksamkeit auf das

Regelwerk des Deutschen sein. Wir müssen uns verständlich machen, wenn wir über unsere persönlichen Erlebnisse sprechen, aber auch über unsere religiösen Überzeugungen, über Feste, Rituale und Gebräuche.

Von Amira etwa lernt man, wie sich eine strenge Auslegung des Korans und die Existenz einer berufstätigen, emanzipiert denkenden und handelnden Frau in einem westlichen Land verbinden lassen. Sie hat wohl viele Opfer gebracht, um ihren Kindern eine gute Ausbildung zukommen zu lassen. Ihre Tochter besucht eine französische Schule und wird sicher einmal studieren. Sie selbst trägt stets Kopftücher, die mit Geschmack auf die restliche Kleidung abgestimmt sind.

Oft ist es schwierig, die Sprachvermittlung dem jeweiligen Bildungsstand und den Vorkenntnissen anzupassen. Viele von ihnen haben eine gute Ausbildung, oft sogar ein Studium absolviert. In den Kursen gibt es Teilnehmer wie Leyla, die eine türkisch-deutsche Grammatik im Selbststudium durchgearbeitet hat und sehr detaillierte Fragen zur Verwendung der Regeln stellt. Immer wieder vermittelt sie auch zwischen dem Vortragenden und den anderen türkischen Frauen und hilft mit, die komplizierten Strukturen über das Vergleichen mit der türkischen Sprache verständlich zu machen. Viele Kursbesucher haben aber gerade einmal fünf oder noch weniger Jahre in der Grundschule verbracht. Sie können auch in ihrer eigenen Sprache keine grammatikalischen Formen unterscheiden, und so sind in den sechs Monaten Kurs nur sehr bescheidene Fortschritte zu erzielen. Dennoch darf man nicht automatisch davon ausgehen, diese Menschen seien „nicht integriert“. Sie sind oft bestens in soziokulturelle Netze eingebunden, über ihre Kinder, über ihre Kochkünste oder sonstige Fähigkeiten, die mittels universeller Zeichencodes



vermittelbar sind. Man darf sich jedoch auch keinen Illusionen hinsichtlich der politischen Ansichten der Teilnehmenden hingeben.

Sie haben zwar als migrantische Subjekte dazu beigetragen, dass unser Land seit geraumer Zeit ein Einwanderungsland ist, dass wir tatsächlich in einer multikulturellen Gesellschaft leben; das heißt aber nicht, dass sie darunter immer ein Gesellschaftsmodell verstehen, in dem es um ein produktives Zusammenwirken unterschiedlichster symbolischer Formen geht. Oft verblüfft mich der Widerspruch zwischen der Großzügigkeit, die sie im persönlichen Umgang an den Tag legen, und der Gedankenlosigkeit, mit der sie manchmal behaupten, es seien ohnehin „zu viele Fremde“ in Wien und früher sei „alles besser“ gewesen.

Zu erklären ist dieser Umstand nur, wenn man ihr Subjektsein innerhalb einer Gesellschaft betrachtet, die in sozialer, kultureller und ökonomischer Hinsicht nicht mehr auf der Einheit von Staatsbürgerschaft und „Volkszugehörigkeit“ aufbaut und deshalb vielfältige Weisen der Identitätsbildung erzeugt. Diese gebrochenen Identitäten sind jedoch noch nicht in ein praktikables institutionelles, rechtliches und politisches Bezugssystem integriert worden. Unser Rechtssystem geht wie unsere politischen Institutionen und die Massenmedien nach wie vor davon aus, dass Gleichheit ein „Vorrecht“ der Staatsbürger ist und nicht für alle in diesem Land

lebenden Menschen gilt, egal woher sie kommen. Unsere heutige Gesellschaft besteht jedoch nicht aus Subjekten, die bestimmten, fest umrissenen Identitäten zugeordnet werden können. Die Probleme, die aus dieser Form des Zusammenlebens erwachsen, kann man nicht darauf zurückführen, dass sich in dieser Gesellschaft verschiedene, voneinander wohl unterschiedene Gemeinschaften gegenüberstehen.

So kommt es, dass nicht nur jene „echten Österreicher“ oder die vermeintlich dem „christlichen Abendland“ zugehörigen Menschen sich als „fremd im eigenen Land“ fühlen, wie es die Propagandamaschine der FPÖ ausdrücken würde. Auch jene Migranten, mit denen ich zu tun habe, müssen mit existenziellen Verlusterfahrungen umgehen. Sie müssen damit leben, dass ihre Arbeitsplätze unsicher geworden sind. Das Risiko, den Job zu verlieren, ist für sie statistisch gesehen wesentlich höher als für die österreichischen Beschäftigten, und zwar auch dann, wenn sie bereits die österreichische Staatsbürgerschaft haben.

Darüber hinaus gestaltet sich der Versuch, den eigenen Kindern einen Zugang zur Gesellschaft zu eröffnen, für Migranten ebenfalls schwierig: Von den neu geschaffenen oder frei werdenden Arbeitsplätzen erhalten ihre Töchter und Söhne nur einen geringen Teil. Sie finden oftmals gar keinen Zugang zum Arbeitsmarkt. Dies hat weniger mit einer verweigerten „kulturellen“ Anpassungsleistung zu tun, sondern viel öfter mit dem Umstand, dass unsere Gesellschaft immer noch nicht erkennen will, dass wir eine Einwanderungsgesellschaft sind, und auf die Förderung der „interkulturellen Kompetenz“ aller in dieser Gesellschaft lebenden Menschen bisher weitgehend verzichtet. Dabei stellen etwa die Deutschkurse ein konkretes Instrument der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Identitätskonzepten und der Erarbeitung von Solidarität dar. ■